



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Avanti

Universität Paderborn

**Paderborn, 1993 - 1994; 1996; WS 1997/98; WS 1999/2000; damit
Ersch. eingest.**

Forschungsprojekte

urn:nbn:de:hbz:466:1-31296

Forschungsprojekte an der Uni-GH Paderborn

Prof. Dr. Anette Engfer: Übergang zur Elternschaft

Ich möchte hier kurz die Zielsetzungen, Methoden und ersten Ergebnisse einer Studie vorstellen, die von Mai 1995 bis Ende 1999 an der Universität Paderborn durchgeführt wird. Diese Studie ist eine Längsschnittstudie, bei der im Paderborner Raum insgesamt 50 Familien beim Übergang zur Elternschaft über einen Zeitraum von drei Jahren beobachtet werden. Etwa die Hälfte der Eltern erwarteten im Frühjahr 1996 das erste, die anderen Eltern das zweite oder dritte Kind.

Die in Paderborn untersuchte Stichprobe ist Teil einer Verbundstudie: 80 Paare werden in München und Umgebung untersucht, ca. 25 Paare, die in anderen Teilen Deutschlands leben, werden nur schriftlich befragt. Insgesamt handelt es sich also um 175 Paare. Damit unterscheidet sich diese Studie von vergleichbaren Studien im deutschsprachigen Raum vor allem durch die relativ große Stichprobe und dadurch, daß Paare in zwei recht unterschiedlichen Regionen - in der Großstadt München und in der eher ländlichen Region um Paderborn - untersucht werden. Eine weitere Besonderheit besteht darin, daß hier von Anfang an die Männer in die Untersuchung einbezogen werden.

Die gesamte Studie wird von der Landesbausparkasse Nordrhein-Westfalen finanziert. Das heißt im wesentlichen, daß über den Zeitraum von fünf Jahren Personal- und Sachmittel zur Verfügung stehen. In München werden 1,5 Stellen (Bernhard Kalicki und Gabriele Peitz) und in Paderborn eine halbe BAT IIa-Stelle (Angelika Dittmann) und studentische Hilfskräfte von der LBS finanziert. Auf die Inhalte der Studie nimmt die LBS keinen Einfluß, benutzt aber die Ergebnisse zur Öffentlichkeitsarbeit im Rahmen ihrer Initiative „Junge Familien“.

Ziele der Studie:

Ziel dieser Studie ist die Beschreibung der Veränderungen, die Paare beim Übergang zur Elternschaft bewältigen müssen. Dabei wollen wir vor allem die Bedingungen erfassen, die die Bewältigung dieses Übergangs erleichtern oder erschweren können. Dazu gehören als „Startbedingungen“ die Partnerschaftsdauer und -qualität beim Eintreten der Schwangerschaft, das Ausmaß, in dem die Schwangerschaft geplant bzw. erwünscht war, die „Passung“ der Schwangerschaft in allen anderen Lebensvollzügen (finanzielle Situation, Wohnsituation, Ausbildung bzw. Beruf beider Eltern, Gesundheit der Schwangeren usw.), die Erfahrungen, die die jungen Eltern in ihren eigenen Herkunftsfamilien gemacht haben, Persönlichkeitsmerkmale und das Vorhandensein sozialer Netzwerke, die die jungen Paare bei diesem Übergang unterstützen können.

Der eigentliche Geburtsverlauf und die Anpassungsprobleme in der ersten Zeit nach der Entbindung werden ebenso erfaßt, wie die besonderen Anforderungen, die sich bei der Pflege sogenannter „schwieriger“ Kinder ergeben. Das sind Säuglinge, die viel schreien und schwer zu trösten sind (sog. „Schreibabies“) und damit die Geduld vieler Eltern auf die Probe stellen.

Besonders interessiert hier auch die Art, wie sich die Paare die durch das Kind anfallenden Arbeitbelastungen teilen. In vielen anderen Studien wurde festgestellt, daß sich nach der Geburt eines Kindes die Arbeitsteilung zunehmend einem traditionellen Muster annähert, weil, begünstigt durch den Erziehungsurlaub, die Frauen den Haushalt und die Kinderpflege übernehmen, während die Männer durch ihre außerhäusliche berufliche Tätigkeit den Lebensunterhalt der Familie sicherstellen.

Methodisches Vorgehen:

Um genügend Paare für die Studie zu gewinnen, haben wir im wesentlichen zwei Strategien gewählt. In der Zeitschrift *ELTERN* und in Lokalzeitungen haben wir die Studie im Planungsstadium vorgestellt und Paare zur Mitarbeit aufgerufen. Zum anderen haben wir hier in Paderborn insgesamt sechs FrauenärztInnen angesprochen mit der Bitte, möglichst „normale“ Paare dazu zu motivieren, bei dieser Studie mitzumachen. Denn bei den Presseaufrufen melden sich meistens besonders motivierte, aber auch besser ausgebildete und wohlhabendere Eltern als bei einer persönlichen Ansprache durch die FrauenärztInnen. Der Vergleich der Münchener mit den Paderborner Paaren belegt diesen Unterschied. Während in der Münchener Stichprobe nur ein Drittel der Paare ein Haushaltsnettoeinkommen unter 4.000 DM haben, sind es in Paderborn genau die Hälfte. Dieser Einkommensunterschied wird allerdings dadurch wieder ausgeglichen, daß in München die durchschnittlichen Mietkosten bei 1.600 DM, in Paderborn dagegen bei 1.000 DM liegen.

Bislang haben wir die Familien zu vier Meßzeitpunkten befragt. Beim ersten Meßzeitpunkt im letzten Trimester der Schwangerschaft haben wir die werdenden Mütter und Väter getrennt zu zentralen Bereichen ihrer Lebensplanung, zum Kinderwunsch, zu ihren Kindheitserfahrungen und - bei Zweiteltern - zu den Reaktionen des erstgeborenen Kindes befragt. Mit Fragebögen haben wir die Beschwerden und Geburtsängste der werdenden Eltern, ihre Partnerschaftsqualität und ihre sozialen Beziehungen erfaßt.

Wenige Wochen nach der Entbindung wurden - diesmal nur - die Mütter zum Geburtsverlauf und den Anpassungsprozessen an die Elternschaft unmittelbar nach der Geburt des Kindes befragt.

Als die Kinder ca. drei Monate alt waren, haben wir Väter und Mütter jeweils in ei-

ner typischen Situation mit dem Kind (Kind windeln oder mit ihm spielen) beobachtet und auf Video aufgenommen. Danach haben wir uns mit beiden Eltern gleichzeitig darüber unterhalten, wie sie mit der veränderten Situation zurechtkommen, ob die verknappte Zeit für ihre Partnerschaft zu einem Problem wird.

Ein halbes Jahr nach der Entbindung wurden nur die Paderborner Mütter von meiner Doktorandin, Birgit Sievers-Böckel, zu dem veränderten Körperselbstbild befragt. Diese Fragestellung wird Gegenstand ihrer Dissertation sein.

Der nächste Meßzeitpunkt ist für die Zeit geplant, wenn die Kinder 18 Monate alt sind.

Erste Ergebnisse:

Wie in anderen Studien auch, zeigte sich bei allen Paaren ein deutlicher Rückgang der Partnerschaftsqualität in der Zeit zwischen dem letzten Trimester der Schwangerschaft und dem Zeitpunkt, als die Kinder drei Monate alt waren. Vor allem die Männer beklagen einen deutlichen Rückgang erotisch-zärtlicher Aktivitäten und eine Zunahme von Konflikten. Bei Zweiteltern liegt die Partnerschaftsqualität schon vor der Entbindung auf dem niedrigen Niveau, das die Ersteltern erst drei Monate nach der Entbindung erreichen. Aber das niedrigere Ausgangsniveau der Zweiteltern schützt sie keineswegs vor einer weiteren Verschlechterung der Partnerschaftsqualität beim Übergang zum zweiten Kind.

Die Frauen haben durchweg höhere Depressionswerte als ihre Männer. Während aber die Mütter, die ihr zweites Kind erwarten, kurz vor der Entbindung am meisten mit Erschöpfungszuständen und Verstimmungen zu kämpfen haben, um nach der Entbindung zunehmend optimistischer zu werden, erleiden die erstgebärenden Mütter ihren körperlichen und seelischen Tiefpunkt sechs bis acht Wochen nach der Entbindung.

Daß die Mütter, die zwei oder sogar drei kleine Kinder zu versorgen haben, erheblich mehr belastet sind als die Mütter mit ihrem ersten Kind, zeigt sich u. a. darin, daß 41 % der Aussage zustimmen, „ich fühle mich oft am Ende meiner Kraft“, während diese Aussage nur 28 % der Erstmütter bejahen. Und 71 % der Zweitmütter stimmen der Aussage zu „ich fühle mich recht erschöpft“, während dies „nur“ 48 % der Erstmütter tun.

Diese besonderen Belastungen und Symptome der Überforderung sind es, die die Verschlechterung der Partnerschaftsqualität erklären können. Denn auch in dieser Studie zeigt sich, daß die Frauen die Hauptlast der Hausarbeit und Kinderbetreuung tragen müssen und daß es diese nach der Entbindung einsetzende Traditionalisierung der Arbeitsteilung ist, die sehr wesentlich zur Unzufriedenheit der Frauen beiträgt.

Prof. Dr. Anette Engfer

Prof. Dr. Anette Engfer
Universität-GH Paderborn
H 4.122
Tel.: 05251/60-2897

**Prof. Dr. Gisela Ecker:
„Trauer tragen - Weibliche
Inszenierungen“
Symposium in Paderborn,
08.11.1996**

Am 8. November 1996 trafen sich in Paderborn Wissenschaftler/innen aus den Bereichen der Literatur- und Kunstwissenschaften, der Kunstgeschichte und der Soziologie zu einem interdisziplinären Symposium zum Thema 'Trauer tragen - Weibliche Inszenierungen'. Diese Tagung war die dritte in einer Reihe von Paderborner Symposien, die im Rahmen eines von Gisela Ecker initiierten Projekts¹ zu unbewußt transportier-

ten, mehr oder weniger versteckten Geschlechterordnungen in kulturellen Leitvorstellungen und -praktiken stattfand. Sie verstand sich als Fortsetzung des vom 2. bis 4. November 1995 veranstalteten Symposiums „Das Geschlecht der Gebärden - Trauer“, sowie als Erweiterung der dort diskutierten Fragestellungen.²



Foto: Karin Windt

In ihrem einführenden Vortrag stellte Gisela Ecker (Paderborn) eine Verbindung zu der Vorläuferversammlung vom letzten Jahr her und skizzierte die Themenstellung beider Symposien. Sie wies darauf hin, daß die Trauer als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung, im Unterschied etwa zum *en vogue*-Thema der Melancholie, eher vernachlässigt wurde. Gleichzeitig wurden wir in den zahlreichen Berichterstattungen über die Balkankriege mit Gebärden der Trauer konfrontiert, denen ganz klar unbewußte geschlechtsspezifische Einschreibungen zugrunde lagen. Einen weiteren Anlaß zur Beschäftigung mit dem Thema 'Trauer' bot darüber hinaus die offizielle Rhetorik in diesem Jahr der zahlreichen Feiern und Gedenkstunden zum 50. Jahrestag des Kriegsendes, die geradezu geprägt waren von einer „Unfähigkeit zu trauern“. Hier begnügte man sich weitgehend mit einer *common-sense*-Figur des Erinnerns, die in dem ge-

¹ Teil I bildete eine Tagung über 'Heimat' und Geschlecht. Siehe Ecker, G. (Hg.): *Kein Land in Sicht. Heimat - weiblich?* München: Fink, 1997

² Vgl. hierzu den Tagungsbericht von Monika Nienaber im Rundbrief Frauen in der Literaturwissenschaft 46, 1995, S. 69-72

nannten Kontext auch immer eine distanzierende Figur war, die Trauerarbeit und die Auseinandersetzung mit dem Geschehenen eher verhinderte denn beförderte.

Im ersten Symposium waren die Fragen zum Körperbezug, zum Vorzeigen und Entziffern von Gesten und ihren sozialen, symbolischen und psychischen Sinngebungen vornehmlich auf das trauernde Subjekt und dessen Gesten gerichtet. Als weiteren interessanten Bezugspunkt und möglicherweise noch weniger bearbeitete Fragestellung für das zweite Symposium nannte Gisela Ecker die Frage nach dem betrauten Objekt, dessen Verlust im Schmerz erkennbar wird. Wie lebt das Objekt/der Andere in der Trauer weiter? Wie manifestiert es/er sich in Text und Bild?

In ihrem Vortrag „Frauen mit Augen schwer von gestirnten Tränen“. Zum Frauenbild Dante Gabriel Rossettis“ führte die Kunsthistorikerin **Ellen Spickernagel** (Gießen) aus, daß zahlreiche Bilder der Präraffaeliten bestimmte Bildkonstanten aufweisen: so zeigen sie häufig Frauen bei einer Textilarbeit, z. B. an einem Webrahmen. Diese Frauen sind außerdem durch eine Beziehung zu einem abwesenden Geliebten sowie ihre Trauer oder Todesverfallenheit miteinander verbunden. Die Darstellung der Frauen rekurriert durch ihren Bezug auf eine Textilarbeit auf das Parzenmotiv, so Spickernagel, die Frau präsentiert sich damit als eine selbstbezogene autonome weibliche Macht. Demgegenüber drücke die Schwermut in ihren Gesichtern aus, daß dieser Status der Macht durch das Verlassenwerden gebrochen wurde. Die Parzen als Projektionen der unabhängigen Weiblichkeit stellen für den präraffaelitischen Künstler wie Rossetti seine künstlerische Produktivität in Frage. Indem dieser einen exzessiven Kult um seine beiden Modelle Elizabeth Siddal und Jane Burden aufbaute und diese immer wieder auf die Leinwand bannte, wollte er gleichzeitig die im Parzenmotiv

ausgedrückte nicht beherrschbare Weiblichkeit überwinden.

Die Kunsthistorikerin **Marcia Pointon** (Manchester) ging in ihrem anregenden Vortrag „Wearing Memory: Mourning, Jewelry and the Body“ der Frage nach, wie und warum in den Jahren zwischen 1770 und 1900 Schmuckstücke, darunter auch solche, die aus Echthaar der/des Toten gefertigt wurden, die nach dem Tode oder in Erwartung des Todes eines geliebten Menschen gearbeitet wurden, der Bewältigung von Trauer dienen können. Es ließe sich, so Pointon, argumentieren, daß diese Artefakte die Existenz des/der verlorenen Anderen psychisch verlängern können, da sie eine symbolische Verbindung zu ihm/ihr aufrechterhalten. Werden sie ständig getragen, so ist die Tatsache, daß sich der Blick (fast zwanghaft) immer wieder dem materiellen Objekt zuwenden muß, Ausdruck einer ‚körperlichen‘ Form des Trauerns, die den Körper des verlorenen Objektes mit dem des trauernden Subjekts verbindet. Im Schmuckstück werde, durch seine künstlerische Bearbeitung, ein Teil des/der Ver-



Gisela Ecker (l.) und Marcia Pointon

Foto: Karin Windt

storbenen zum Objekt und damit der Vergänglichkeit entzogen.

In ihrem Vortrag „Den Schleier nehmen“ fragte sich die Schriftstellerin und Literaturwissenschaftlerin **Eva Meyer** (Berlin/Brüssel), was das Bild des Schleiers als Erzählstrategie leisten kann. Der Schleier macht, indem er die individuelle Trauer verbirgt,

die Trauer gesellschaftlich tragbar; damit wird er, so Meyer, zur Bedingung des Austauschs zwischen dem Ich und dem Gegenüber, quasi zum Entstehungszustand des Tatsächlichen selbst. In ihrer Annäherung (via Hannah Arendt) an die Erzählungen *Den Schleier nehmen* von Katherine Mansfield und *Saison in Kopenhagen* von Tania Blixen offenbarte Eva Meyer uns den Schleier als eine Ausdrucksform, die nichts Eigentliches besagt, in der es vielmehr um die Möglichkeit des Erzählens selbst geht. Wie beim Geheimnis ginge es nicht darum, den 'Schleier' zu lüften, um zu sehen, was dahinter steckt, sondern um die Einzigartigkeit und gleichzeitig Vielfältigkeit dieses Zeichens. Der 'Schleier' der Sprache dient dazu, im bzw. durch das Geschichtenerzählen Trauer ertragen/verschleiern zu können, wobei gerade Blixens Erzählung die enge Verbindung von Liebe und Trauer und das gleichsam nie sterbende, sich aber auch bis zuletzt nicht enthüllende Erzählen darüber offenbarte.

Die Literaturwissenschaftlerin **Andrea Allerkamp** (Toulouse) stellte in ihrem dichten Vortrag „Trauern um Medea? Müller via Euripides“ Überlegungen an, wie sich in Heiner Müllers Texten, besonders seinen Medeabearbeitungen, ein verlorenes Objekt ausmachen läßt. Wie keine andere Figur hat die antike Medeafigur mit ihrer ganz spezifischen Trauer das weibliche Arsenal an Trauergesten zurückgewiesen und den männlichen Part der Trauer übernommen, was sie wiederum interessant macht für Müllers Neubearbeitungen der Vorlage des Euripides, denn auch Müllers andere Frauenfiguren (z. B. Ophelia, Elektra und Ulrike Meinhof) haben wie Medea, indem sie den Schritt von der Trauer zur Rache vollzogen haben, den sozialen Vertrag aufgekündigt, der Frauen auf passives Leiden verpflichtet. Doch ist dies nicht die einzige Spur, die sich in Müllers Medeamaterial verfolgen läßt - auch Inge Müllers Name läßt sich irgendwo in seinen Tiefen ausmachen, eine Identifikation, die von einer Verweige-

rung der abschließbaren Trauer kündigt. Den Abschluß des Tages bildete der Vortrag der Soziologin **Ulrike Prokop** (Marburg) „Affekt, Strategie und Bild. Gesten der Trauer im *Briefstagebuch* der Cornelia Goethe“. Trauer taucht in dieser „romanhaften Selbstdarstellung“ in Briefform in Gestalt sogenannter 'verfügbarer' und 'unverfügbarer' Trauerszenen auf. 'Verfügbar' in Prokops Terminologie ist für Cornelia Goethe die Selbststilisierung als eine dem Liebesglück Entsagende, die fortan nur noch von der Liebe anderer erzählt. Das Muster der Trauer wird hier also dazu eingesetzt, ihre Autorschaft zu legitimieren. Auf 'unverfügbare' Trauer verweist ihr stetiges Kreisen um das Thema Körperlichkeit und die damit verbundene Diagnostizierung eigener Unvollkommenheit. Sie beurteilt sich selbst als „unschön“ und trauert darüber, gleichzeitig baut sie sich, daran anschließend, eine alternative Existenzform als Frau auf, indem sie sich als autonome und „gute“ Schreiberin imaginiert. So benutzt sie Bilder der Trauer, um sich eine Biographie des Stolzes und der Besonderheit als Autorin zu konstruieren. Prokop wies aber darauf hin, daß Cornelia Goethe diese Position nicht bis zum Abschluß ihres Briefstagebuchs aufrecht erhalten kann, und daß sie in dessen Endsequenz Gefühle der Leere offenbare, die schließlich in das endgültige Verstummen münden.

Die Beiträge beider Symposien erscheinen voraussichtlich 1997 im Wilhelm Fink Verlag.

Martina Stange

Prof. Dr. Gisela Ecker
 Fachbereich 3
 Fach Literaturwissenschaft
 Universität-GH Paderborn
 Raum: H 3.147
 Tel.: 05251/60-3828
 Fax: 05251/60-3488

Prof. Dr. Hannelore Bublitz

Die Ordnung der Geschlechter: Archäologie und Genealogie der Geschlechterverhältnisse im Diskurs über die >Kulturkrise< am Ende des 19. Jahrhunderts

I.

Aktueller Bezugspunkt und Hintergrund des folgenden Artikels ist ein DFG-Forschungsprojekt am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie im Fachbereich 1. Es knüpft historisch an einen >Kulturkrisendiskurs< an, der sich Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt hat, in dem von der >Krise der - europäischen - Kultur< die Rede ist und der auf eine kulturrevolutionäre Bedeutung der Geschlechterdifferenz verweist. Offenbar handelt es sich um eine Veränderung oder Unterbrechung des Sinns einer ganzen Kulturepoche; in dem Forschungsprojekt geht es daher darum, die Unterbrechung des Sinns als historisches Ereignis, die historische Diskontinuität, die sich auch und möglicherweise vor allem in der Art und Weise, wie die Geschlechterunterschiede gedacht werden, niederschlägt, zu rekonstruieren und dessen formale Bedingungen herauszuarbeiten.

Geschlecht ist eine zentrale Kategorie von Gesellschaftsanalyse und sozialwissenschaftlicher Theorie und damit auch der Entwicklung von - modernen - Gesellschaften, ohne daß dies in den sozialwissenschaftlichen Theorien kultureller (Modernisierungs-) Prozesse bisher hinreichend zur Kenntnis genommen worden wäre.

Für jede Gesellschaft(s-) und jede Kultur(episode) gibt es ein sog. >Archiv< der Geschlechterunterschiede: Es beinhaltet das, was über das Verhältnis der Geschlechter zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt gedacht oder gesagt werden kann. Das bedeutet: Die Codierung des Geschlechts und der Beziehung der Geschlechter folgt aus geschichtlichen Konstellationen

und Konfigurationen, nicht aus biologischen, natürlichen Unterschieden oder auch aus dem anthropologischen Wesen der Menschen, wie wir es zu denken gewohnt sind. Was uns als Natur und daher unabänderliche Tatsache oder Wahrheit erscheint, kann, so gesehen, als Ergebnis von geschichtlichen Prozessen und Ereignissen, Auseinandersetzungen und Kämpfen betrachtet werden.

Wenn es stimmt, daß Diskurse eingebunden sind in gesellschaftlich-institutionelle und politische Praxis und wenn die äußeren gesellschaftlichen Bedingungen des Diskurses das „Feld der Äußerlichkeit“ bilden, das die Gegenstände des Diskurses bestimmt, dann wird zu untersuchen sein, ob und inwiefern biologisch-medizinische und -genetische Begründungen dort erscheinen, wo gesellschaftliche Antagonismen und Konflikte zu verorten sind. Das bedeutet, daß gesellschaftliche Widersprüche seit Mitte des 19. Jahrhunderts in biologisch begründete Differenzen der Geschlechter transformiert werden. Damit werden historische Kämpfe aber unsichtbar. Die Macht ist dort am effektivsten, wo sie den Eindruck der Naturbasis erweckt, wo sie sich als Natur materialisiert. Die Geschlechterhierarchie transformiert sich auf diese Weise in eine naturwissenschaftlich begründete Geschlechterdifferenz, die die Hierarchie der Geschlechter als biologisch-medizinischen und -genetischen Unterschied herstellt und - aufgrund empirischer Begründungen - scheinbar unveränderbar macht.

Die Naturdifferenz der Geschlechter als Ausdruck symbolischer Kämpfe und gesellschaftlicher Arbeitsteilung sowie institutionell-gesellschaftlicher Bedingungen der Fortpflanzung in der bürgerlichen Ehe und Familie zu betrachten bedeutet jedoch nicht, die biologisch begründete Geschlechterdifferenz auf diese gesellschaftlichen Bedingungen im Sinne einer Kausalbeziehung zurückzuführen oder sie mit diesen identifizieren zu können. Der französische Philosoph und Historiker Michel Foucault geht davon

aus, daß die archäologische Methode Diskursstrukturen (= Strukturen einer geordneten Aussagepraxis; in diesem Fall Aussagen über die Unterschiede der Geschlechter) positivistisch in ihrem historischen Erscheinen beschreiben und sie keineswegs kausal begründen oder ableiten kann. Für Foucault bedeutet die >Archäologie< die Geschichte der Bewußtseins- und Wissensformationen, die er auf die >Genealogie<, die Geschichte der Machtpraktiken zurückführt. Er rekonstruiert die genealogische (= historische) Herkunft von Wissensarchiven aus gesellschaftlichen Machtkämpfen. Das heißt, man kann lediglich sagen, daß zur selben Zeit, als die gesellschaftliche Trennung und Arbeitsteilung der Geschlechter auf der Grundlage der Trennung von Produktions- und Reproduktionsbereich, von Arbeit und Verzehr, von Fabrik, Kontor und Familie gesellschaftlich vollzogen wird, auf der Ebene der Diskurse als biologischer Unterschied und als Komplementaritätsthese, einander ergänzend erscheint.

Man kann davon ausgehen, daß die fundamentale Differenz der Geschlechter durch die biologische Begründung der Zweigeschlechtlichkeit und die darin begründeten Differenzierungszumutungen der Geschlechter Ende des 19. Jahrhunderts aus Gründen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der Stabilisierung der - bürgerlichen - Eheinstitution und Familie als Ort der Fortpflanzung - und mithin der Aufrechterhaltung der Heterosexualität - abgemildert werden mußte durch die Beschwörung der Komplementarität der Geschlechter. Damit wurden die der gesellschaftlichen Arbeitsteilung entsprechenden getrennten Lebenswelten der Geschlechter entsprechend als Polarisierung von physisch und psychisch begründeten Geschlechtscharakteren gedacht. D. h. der Geschlechtscharakter-Diskurs stützt das Projekt ideologisch ab, den bürgerlichen Frauen in der geschlechtlichen Arbeitsteilung die minderwertige Hausarbeit zuzuteilen. Die Kom-

plementaritätsrhetorik des Diskurses, die die Polarisierung und Entgegensetzung der Geschlechter mit wechselseitiger Ergänzung entwirft, scheint nötig gewesen zu sein, um eine Zusammengehörigkeit von Männern und Frauen zu beschwören, nachdem ihre fundamentale Verschiedenheit behauptet wurde und die Trennung der Lebenswelten vormals gemeinsamer Räume auflöste.

II.

Natur erscheint im 19. Jahrhundert als >das Andere< der Kultur, als gegen den Kulturprozeß gewendet. Der Kulturprozeß und der Kulturmensch ist bei genauerem Hinsehen männlichen Geschlechts und wird gegen die Natur abgegrenzt. Kultur wird als Naturbeherrschung gedacht. Frauen verkörpern den Inbegriff von Natur und werden daher aus dem kulturellen und wissenschaftlich-technologischen Kulturschaffungsprozeß ausgegrenzt, - interessanterweise genau zu dem Zeitpunkt, als - äußere und innere - Natur durch die Human- und Naturwissenschaften und die angewandten Technologien beherrschbar erschien.

Zentrale Machtstrukturen moderner Gesellschaften sind durch binäre Differenzen und Trennungen gekennzeichnet. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts werden Geschlechterdifferenzen auf der Grundlage biologisch-medizinischer und um die Wende des 19./20. Jahrhunderts auf der Grundlage biologisch-genetischer Diskurse als dualistisch strukturierte, bipolare Naturdifferenz begründet.

Gleichzeitig mit der Proklamation der Vernunft, der Selbstbestimmung und Freiheitsrechte für alle Menschen, wurde eine Ordnung der Natur installiert, in der die Struktur des Leibes zum hervorragenden Merkmal der Unterschiede zwischen den Geschlechtern aufstieg. Hieraus abgeleitet erschien das Wesen der Geschlechter als grundlegend verschieden. Diese geschlechtliche Verschiedenheit bildete die Grundla-

ge für den Ausschluß der Frauen aus dem Bereich des Gesellschaftlich-Allgemeinen und Öffentlichen und ihre Zuordnung in die Familie, zur Reproduktion der Gattung Mensch. Das Geschlechtliche, Vergängliche, dem Leben Immanente, Geburt und Tod wurden auf das Weibliche projiziert. Die Gebärmutter und mit ihr die Fortpflanzungsfähigkeit der Frauen stellte fortan den Kern wissenschaftlicher Deutungen des weiblichen Geschlechts dar. Dagegen erschien der Mann, der zum Menschen der Moderne verallgemeinert wurde, ohne Geschlecht, als alleiniger Träger der Kultur, und mithin gegen das weibliche Geschlecht, das mit Natur identifiziert wird, abgegrenzt.

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zeichnen sich weitreichende Veränderungen einer zentralen Epoche ab, der grundlegend pathologische Strukturen attestiert werden, die sich in einer Überreizung der Nerven- und Denkkräfte der >cultivierten Classen der europäischen Länder< äußern, die plötzlich als durchweg neurotisch erscheinen.

Zur gleichen Zeit und erst recht später, nach 1918 erscheinen Diskurse, die auf eine politische Weltsicht mit sprachlichen Ausdrücken wie „Zersetzung“ oder „Dekomposition“ als Ausdruck der Abschwächung der natürlichen oder ethischen Bindungen zwischen den Menschen in einer „Industriegesellschaft“ verweisen.

Diskursfigur ist hier die Naturalisierung der sozialen Kompetenzen der Geschlechter, deren real(politischer) Hintergrund als die „Krise der Kultur“ apostrophiert wird, die zu diesem Zeitpunkt sich bereits ankündigende Krise der Kulturintelligenz männlichen Geschlechts bildet: „die tiefe Krise“, die Deutschland nach 1918 heimsucht und beispielhaft in der Rektoratsrede und in der „reinen Philosophie“ des Existenzphilosophen Martin Heideggers ihren Ausdruck findet und die sich zunächst noch an den Randbezirken der Gesellschaft, an den Rändern der akademischen Institution, in

mondänen Zirkeln und künstlerisch-intellektuellen Gruppierungen“ bildet und schließlich zum völkischen Diskurs ausweitet.

Hier kündigt sich eben jener völkische Diskurs an, der Frauen ein Mutterkreuz anheftet insofern sie ihre vaterländische Pflicht - der Reproduktion der arischen Gattung Mensch - erfüllt haben.

Was hat es mit jener „Feminisierung der Kultur“, die am Ende des 19. Jahrhunderts in den künstlerisch-schriftstellerischen und wissenschaftlichen Zirkeln als Diskursfigur auftaucht, auf sich?

Sind die gemachten Äußerungen der befragten Professoren, die das Frauenstudium ablehnen, realitätsfremde Heroengeschichten, Reaktionsbildungen auf längst überholte Positionen und wie sind die historischen Erscheinungsformen zu verstehen, die zur gleichen Zeit feststellbar sind: Homosexuelle Männerliebe, hysterische - neurasthenische Männer, Männer, die - schon - im 19. Jahrhundert - nervös sind oder es - nach der Jahrhundertwende - werden, `Sexualität im Dienste des Geschlechts`: transsexuelle Männer, die lieber Frauen sein wollen und umgekehrt (Annette Runte), Männer als schwaches Geschlecht, wie Joachim Radkau die wilhelminische Nervosität der Männer nennt. Und was ist aus dem `starken` weiblichen Geschlecht geworden, - den Frauen, die, völlig durchdrungen vom Geschlechtlichen, nun auch als Kulturwesen erscheinen?

Unter diesem Aspekt erscheint die - europäische - Kulturkrise der Moderne als Krise einer männlichen Identität, in deren Zentrum eine alptraumhaft oder utopisch-visionär erscheinende >Feminisierung der Kultur< und die Fragmentierung des männlichen Ich zu stehen scheinen. Es scheint, als müsse der Mann als Kulturträger bereits zu diesem Zeitpunkt den Anspruch auf die Verkörperung des Allgemein-Menschlichen aufgeben. Die „Zukunft einer Illusion“ (Sigmund Freud) erweist sich, so

scheint es, als das „Ende der Illusion“ (le Rider) einer männlichen Kultur, die das „Unbehagen an der Kultur“ (Freud) überdeutlich macht. Dieses Unbehagen erscheint in der kulturkritischen Diskussion als „europäische Kulturkrise“, in der „der Kampf von Männlichem und Weiblichem den Rang eines Leitmotivs“ einnimmt, die aus der Perspektive des Männlichen und dessen Identitätskrise allerdings reduziert wird auf eine Verunsicherung der männlichen Identität.

Deutlich wird, daß die dualistisch konzipierte Geschlechterdifferenz als Zweigeschlechtlichkeit, genealogisch als ein Hegemonialmodell verstanden werden muß, das sich in historischen Auseinandersetzungen durchgesetzt hat und daß es historisch andere Formen der Geschlechtlichkeit gegeben hat, die historisch eingeebnet wurden in ein Modell der - heterosexuellen - Zweigeschlechtlichkeit.

Am 4. und 5. Juli 1996 fand an der Universität-GH Paderborn im Rahmen dieses Projekts eine Tagung zum Thema: „Das Geschlecht der Moderne“ statt.

Am 4. und 5. Juli 1997 fand im Rahmen dieses Projekts ein Workshop zur im Projekt angewendeten Methode der Diskursanalyse mit dem Thema >Das Wuchern des Diskurses< statt.

1998 soll ein Workshop zur theoretischen Auseinandersetzung mit der Diskurstheorie Michel Foucaults und dekonstruktivistischen Ansätzen der Geschlechterforschung aus Sicht unterschiedlicher Theorietraditionen folgen.

Prof. Dr. Hannelore Bublitz
 Fachbereich 1
 Fach Soziologie
 Universität-GH Paderborn
 Raum N 2.135
 Tel.: 05251/60-2319
 Fax: 05251/60-2318



Foto: Karin Windt